

BIBELTEXTE - NÄHER BETRACHTET

Jesus - ein Bergsteiger?

Die traditionellen Bibelübersetzungen, wird gesagt, seien in ihrer Sprache hoffnungslos antiquiert. So spreche doch heute niemand mehr. Und wenn denn für die Bibel eine sachliche Relevanz auch für die heutige Zeit beansprucht werde, müsse ihr Text doch allgemeinverständlich wiedergegeben werden. Schließlich habe schon Luther postuliert, der Übersetzer solle in seiner Arbeit den Leuten aufs Maul sehen, der Mutter im Haus, den Kindern auf der Gasse und dem gemeinen Mann auf dem Markt. Die Bibel „in heutigem Deutsch“, in der „Alltagssprache“ unserer Zeit, wurde zum breit vertretenen Postulat.

Das Postulat erscheint plausibel, und der Büchermarkt hat schnell darauf reagiert. Eine ganze Reihe „moderner“ Bibelübersetzungen wurde publiziert, die bekannteste von ihnen ist „Die Gute Nachricht“. Doch, ist das Postulat wirklich so plausibel, wie es erscheint? Dazu ein Textbeispiel:

Im 5. Kapitel des Matthäus-Evangeliums beginnt, mit einer kurzen, scheinbar unpräzisen Einleitung, die Bergpredigt. Wörtlich übersetzt lautet der Text: „Als er aber die Volksmenge sah, stieg er auf den Berg, und als er sich gesetzt hatte, traten seine Jünger zu ihm, und indem er seinen Mund öffnete, lehrte er sie, indem er sprach: ... „

So ungefähr formuliert die derzeitige

Zürcher Bibel. Doch auch so bleibt der Text stilistisch holprig und bietet Anstöße, die neuere Übersetzer ausmerzen möchten. Die „Gute Nachricht“ übersetzt:

(1) „Als Jesus die Menschenmenge sah, stieg er auf einen Berg und setzte sich.

(2) Seine Jünger traten zu ihm.

(3) Dann verkündete er ihnen, was Gott von seinem Volk erwartet. „

Der Text liest sich flüssig, er spricht heutiges Deutsch und ist unmittelbar verständlich. Doch um welchen Preis ist diese eingängige Übersetzung erkaufft?

Dass die „Gute Nachricht“ in Zeile (1) Jesus als Subjekt einsetzt, das typisch biblisch wirkende nachgestellte „aber“ weglässt und aus der „Volksmenge“ eine „Menschenmenge“ macht, wäre nach stilistischen Gesichtspunkten zu diskutieren. Darauf will ich hier nicht eingehen. Von sachlicher Relevanz ist eine andere, leicht zu übersehende Änderung: Jesus steigt nicht mehr auf den Berg, sondern auf einen Berg. Der Grund für diese Änderung ist leicht ersichtlich: Der Kontext läßt nirgends erkennen, welcher konkrete Berg gemeint ist. Darum steigt Jesus auf einen Berg.

Doch selbst so bleibt die Formulierung anstößig. Denn im Gebiet nordwestlich des Sees Genezareth, wo die Szene spielt, finden sich überhaupt

keine Berge, sondern nur Hügel; entsprechend unpassend ist auch die sich aus dem Nebeneinander von „Berg“ und „steigen“ möglicherweise ergebende Assoziation des „Bergsteigens“. So formuliert ein anderer Übersetzer ebenso gut umgangssprachlich wie geographisch korrekt: „Er ging auf eine Anhöhe hinauf.“ Doch warum heißt es im Urtext „Er stieg auf den Berg“?

Dieser ominöse, nicht näher identifizierte Berg kommt im Matthäus-Evangelium mehrfach vor. Er ist nicht nur der Ort der Jüngerbelehrung wie hier, sondern auch der Ort des Gebets (14,23), der Heilungen (15,29) und der letzten Worte des Auferstandenen (28,39). Offensichtlich geht es um einen Ort, an dem eine besondere Nähe zum Göttlichen besteht. Zu Recht erinnern die Ausleger an den in vielen Religionen belegten Topos vom Gottesberg als eben dem Ort, wo Göttliches und Menschliches besonders eng in Kontakt kommen.

Doch es läßt sich noch Konkreteres sagen. Wer die Bibel kennt, den erinnert dieser kleine Satz „Er stieg auf den Berg“ an das Alte Testament. Mehr als einmal heißt es dort an theologisch besonders hervorgehobener Stelle: „Er stieg auf den Berg“ - nämlich Mose auf den Sinai (Ex 19,3; 24,18). Und Mose stieg auf einen ganz bestimmten Berg: auf den Berg, auf dem die Mitteilung der göttlichen Gebote an das alte Israel erfolgte.

Diese Anspielung läßt erkennen,

dass das Matthäus-Evangelium mit seiner auffälligen Formulierung nicht einfach eine geographische Ortsangabe macht, sondern dem Leser indirekt eine eminent wichtige theologische Interpretation des Vorgangs mitgibt: Jesus tat, was einst Mose tat. Wie Mose hat Jesus das göttliche Wort zu verkündigen, allerdings nun das des *Neuen Bundes*. Jesus wird in eine Linie mit Moses gestellt.

Nicht von Geographie handelt so das Motiv vom Berg, sondern von Theologie: Die Bedeutung Jesu ist in Relation zu der des Mose zu sehen. Soll, darf eine Übersetzung die Möglichkeit, die-se Anspielung zu entdecken, einer so- genannt besseren Lesbarkeit des Textes opfern?

Aus dem zweiten Satzteil des Urtextes (2) löst die „Gute Nachricht“ das Sich-Setzen Jesu heraus und zieht es in den ersten Satzteil (1). Damit ergibt sich auf der Erzählebene ein plausibler Zusammenhang. Doch warum setzt sich Jesus? Weil er vom Aufstieg müde war?

Im Hintergrund dieser Schilderung steht ein generell antiker, auch jüdischer Brauch, wonach der Lehrer sitzend lehrt. Die Szenerie ist nicht einer Feldpredigt nachgebildet - welcher Feldprediger würde sich für seine Predigt setzen? - sondern dem Lehren eines Rabbi in der Synagoge. Auch diese kleine Notiz weist indirekt darauf hin, dass die Verkündigung Jesu in eine Relation zur mosaischen Gesetzeslehre gesetzt wird. Soll diese impli-

zite Sachaussage einer „leichteren Lesbarkeit“ geopfert werden?

Besonders schwerfällig wirkt der dritte Satzteil unserer wörtlichen Übersetzung, vor allem mit dem Motiv vom Öffnen des Mundes, das leicht falsche Assoziationen wecken könnte. Die „Gute Nachricht“ übersetzt relativ frei und, jedenfalls auf den ersten Blick gesehen, sachlich durchaus zutreffend (3). Andere Übersetzungen bleiben näher beim Text und sagen schlicht: „Er begann zu reden und sie zu lehren.“ Doch ist damit das Gemeinte zureichend wiedergegeben?

Die Wendung vom Öffnen des Mundes ist auch in der Sprache der Bibel alles andere als Alltagssprache. Sie kommt in der gesamten Bibel kaum zwei Dutzend mal vor, und immer mit einer besonderen Aussageintention. Vom Öffnen des Mundes ist in erster Linie da die Rede, wo ein besonderes, vollmächtiges Wort angekündigt wird. An unserer Stelle bezeichnet der Satz „Er öffnete seinen Mund“ das Anheben zu einem vollmächtigen Wort: was insgesamt in der Bergpredigt folgt, ist nicht irgendein Reden, sondern sondern vollmächtiges Reden, Reden im Namen Gottes. Das bestätigt denn auch die Schlussbemerkung der Bergpredigt, die lautet: „Und es geschah, als Jesus diese Worte vollendet hatte, da erschrak die Volksmenge über seine Lehre. Denn er lehrte sie mit Vollmacht und nicht wie die Schriftgelehrten.“

Mit ihrer freien Formulierung meidet

die „Gute Nachricht“ gleichzeitig das möglicherweise missverständliche „Lehren“. Doch auch das „Lehren“ hat seinen Sachhintergrund. Auch hier wird implizit auf die Mose-Geschichte Bezug genommen. Im 5. Buch Mose (4,1) leitet Mose an prominenter Stelle, auf dem Gottesberg, seine Gebotsverkündigung ein mit dem Satz: „Und nun höre, Israel, die Satzungen und Rechte, die ich euch lehre, dass ihr danach tut.“

Die alttestamentliche Passage stammt aus jener Zeit der altisraelitischen Religion, in der das Halten der Gebote zum zentralen Inhalt des Gottesglaubens geworden war. In der Fluchtlinie dieser Tradition steht Matthäus, wenn er die Verkündigung Jesu als „Lehre“ bezeichnet. Auch diese Hintergründigkeit der Beziehung zwischen Mose und Jesus sollte eine Übersetzung nicht ohne Not zum Verschwinden bringen. Die Formulierungen bergen eine Hintergründigkeit in sich, die über die Szenerie jenes Hügels beim See Genezareth weit hinausgeht.

Aus einer Rede des Rektors der Universität Zürich, Prof Dr. Hans Heinrich Schmid, vom 9. April 1994, zitiert im „Schweizerischen Reformierten Volksblatt“ Mai/Juni 2000

In der Revidierten Fassung von 1997 hat die „Gute Nachricht“ den Satzteil (3) inzwischen abgeändert in: „Dann begann er zu reden und lehrte sie, ...“

Kleine Dinge

• DIETRICH RUFF

Was gefragt ist

In einer ländlichen Stadt im mittleren Victoria (Australien) gingen meine Frau und ich vor wenigen Monaten am Ufer des gestauten Wasserlaufs entlang. Auf der anderen Seite des Gehwegs waren Tennisplätze, auf denen eine Gruppe von Schülern unter Anleitung eines Tennislehrers ihre Kunst übten. Es ging ganz manierlich zu, bis einer der Schüler mit einigen groben Kraftworten seinem Frust Luft machte.

Der Lehrer hielt inne. Er hatte uns Vorbeigehende bemerkt. Ruhig, aber bestimmt wies er den betreffenden Schüler zurecht und forderte ihn auf, sich wegen seiner anstößigen Ausdrucksweise bei uns zu entschuldigen. Wenn auch etwas zögernd, so kam der Schüler doch zu uns herüber und folgte der Aufforderung des Lehrers. Angenehm überrascht nahmen wir die höfliche Entschuldigung dankend entgegen und gingen dann weiter unserer Wege.

So geringfügig jener kurze Vorfall gewesen sein mag, so blieb er mir doch im Gedächtnis haften und kam mir wiederholt in den Sinn. Warum gab er mir zu denken? Stellt die Erinnerung an den Vorfall mich etwa vor die Frage, wie ich in der Lage des Schülers reagiert hätte? Wäre es mir gelungen, aus eigenem Antrieb ein gutes Beispiel zu geben? Oder wäre es

auch bei mir nicht ohne den mahnenden Anstoß gegangen? Eine Antwort darauf vermag

ich nicht mit Sicherheit zu geben, denn in wirklichen Situationen hinkt trotz der besten Vorsätze das tatsächliche Verhalten nur zu leicht hinter dem erwünschten her.

Der Tennislehrer war offensichtlich bestrebt gewesen, den ihm anvertrauten jungen Menschen nicht nur die Technik des Spiels beizubringen, sondern ihnen auch vor Augen zu führen, dass anständiges, rücksichtsvolles Verhalten beim Sport nicht weniger als sonstwo vorrangig ist. Er wollte klarstellen, dass Umgänglichkeit und Verträglichkeit auf gutem Benehmen fußen, das durch fleißige Übung gelernt und erprobt sein will. Er wollte zweifellos darauf hinweisen, dass auch vermeintlich geringfügige Unziemlichkeiten und Verstöße persönlich zu verantworten sind und es für sie geradezustehen gilt.

Ein Zeugnis eben solchen verantwortungsbewussten Geradestehens war beispielsweise das Verhalten des australischen Kurz- und Mittelstreckenläufers John Landy, der in den 50er Jahren einige Rekorde aufstellte und als „gentleman“ auf der Strecke bekannt war. Einmal hielt er mitten in einem entscheidenden 1500 m-Lauf an, um einem Rivalen, zu dessen Straucheln er versehentlich beigetragen hatte, wieder auf die Beine zu helfen. Trotz der eingebüßten Zeit gelang es ihm noch, den Wettlauf zu gewinnen. Der Beifall, den er erntete, galt

weniger seiner sportlichen Leistung als vielmehr seinem Können, das zu tun, was zur Stunde gefragt war.

Jeder ist gerufen

Die oben erwähnten einfachen Beispiele sind kein Stoff für Schlagzeilen. Erfreulicherweise sind sie jedoch auch keine Ausnahmen, denn bei näherem Zusehen kommen wohl jedem Leser ähnliche Vorfälle in den Sinn. Angesichts einer oftmals übersteigert an höchster Leistung, Erfolg, Gewinnen und Super-Star-Idolen ausgerichteten Kult-Atmosphäre sollen die Beispiele dennoch dazu anregen, sich auf das wahre Tragende für ein förderliches Zusammenleben zu besinnen. Ein nicht wegzudenkender Bestandteil dieses Tragenden sind meines Erachtens die bescheidenen und doch so wesentlichen kleinen Dinge, die in ihrer Vielzahl einem universellen Gleitstoff vergleichbar sind, mit dessen Hilfe menschliches Zusammensein und Zusammenarbeiten reibungsloser, konstruktiver, freundlicher und befriedigender zu bewirken ist.

Sind es nicht die oftmals spontanen kleinen Dinge, die in ihrer Vielfältigkeit den Umgang im bunten Alltag beschwingen? Empfinden wir sie nicht wie einen erfrischend würzigen Luftzug? Macht nicht die Kette der vielen wechselseitig bereiteten und empfangenen kleinen Freuden und Aufmerksamkeiten sowie der nützlichen Kritik das Leben inhaltsreicher, ausgewogener und lebenswerter?

Und sind es nicht eben kleine Begebenheiten, die uns ein um das andere Mal lehren, neben ermunternden Erlebnissen auch eine bittere Erfahrung gleichmütig zu meistern?

Den wenigsten ist es gegeben oder möglich, große Taten zu vollbringen. Aber für das Tun im kleinen bietet sich Tag um Tag für jeden von uns eine Fülle von Gelegenheiten in Reichweite. Es ist lohnend, diese zu nutzen, jeder auf seine Art, nach seinen Gaben, an seinem Platz. Wie der durch den Marshall-Plan weit bekannt gewordene amerikanische Staatsmann George Marshall es kennzeichnend formuliert: „Kleine Taten, die man ausführt, sind besser als große, die man plant.“

Für die Ausführung kleiner Taten gibt es überall, in den unterschiedlichsten Situationen, zahllose Möglichkeiten, sei es in der Familie, unter Freunden, im Gemeindeleben oder im weiteren Umfeld von Mitmenschen. Die Auswirkungen scheinbar geringer Gesten wie eines freundlichen Wortes, einer unauffälligen Hilfeleistung, eines wagenen Aufeinanderzugehens oder einer schlichten Vertrauensbezeugung sind nicht zu unterschätzen. Denn sie alle prägen die Landschaft menschlichen Wohlbefindens mit. Sie rufen ein Echo ins Leben, das zu uns zurückkehrt als die Frucht dessen, was wir guten Willens gesät haben.

Ja, es gibt auch Enttäuschungen. Aber ist es nicht besser, hin und wieder eine Enttäuschung hinzunehmen, als jenes Echo verstummen zu lassen?

Zeit füreinander

Die höfliche Entschuldigung des Schülers in der ländlichen Stadt, das beispielhafte Verhalten John Landys nahmen jeweils ein wenig Zeit in Anspruch. Zeit, die ja überall so knapp ist und „gespart“ werden soll. Und doch ist solche Zeit, die wir füreinander haben, sicherlich vom Kostbarsten für das

Zusammenleben in der Gegenwart. Ebenso ist sie eine wertvolle Investition in die Zukunft, ein unverzichtbarer Beitrag zur Gestaltung der Landschaft menschlichen Wohlbefindens im Zeichen des Reiches Gottes auf Erden - des Kernstücks unseres Glaubens.

Zeit füreinander zu haben - auch in kleinen Dingen - ist mit ein Maß unseres Menschentums.

Die nach Gottes Geboten leben

Die Bedeutung der Gemeinde bei Christoph Hoffmann und für uns (II)

Brigitte Hoffmann

Wesen und Bedeutung der Gemeinde bei Hoffmann

Wie schon im Referat von Bernstein angeschnitten: für Hoffmann ist die wahre christliche Gemeinde identisch mit „Reich Gottes“. Das ist für ihn sozusagen theologisches Postulat. Jesus ist der Messias, mit dem göttlichen Auftrag, das Reich Gottes auf Erden zu begründen, und er erfüllte diesen Auftrag, indem er Jünger und Apostel mit seinem Geist erfüllte und den Auftrag an sie weitergab (Missionsbefehl), so dass sie nun Gemeinden gründeten, in denen der Geist Christi - der Geist Gottes - regierte, und die somit real, auf Erden, Reich Gottes waren, mit der Bestimmung, zu wachsen und schließlich „den Sieg über alle Mächte der Welt“ zu erlangen.

Er begründet das zusätzlich mit Bibelworten, eben dem Missionsbefehl

Mt 28,19 „Gehet hin und machet alle Völker zu meinen Jüngern ...“ und dem Wort an Petrus Mt 16,18 „... auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen“

Mit dieser Vorstellung konnte sich keiner von uns identifizieren: nicht mit der Vorstellung eines genau festgelegten und erkennbaren göttlichen Heilsplans, nicht mit der Behauptung, die frühen Gemeinden seien real „Reich Gottes“ gewesen, und nicht mit der Prophezeiung, „die Gemeinde“ werde den Sieg über alle Mächte der Welt davontragen. Nicht nur, weil alle historische Erfahrung dagegen spricht, sondern auch, weil darin ein christlicher Absolutheitsanspruch zum Ausdruck kommt, den wir so nicht mehr teilen.

Und die biblische Begründung, es sei Jesu großes Anliegen gewesen, Gemeinden als reale Form des Rei-

ches Gottes zu stiften, trägt nicht. Die zitierten Stellen (und ebenso eine dritte, Mt 18,17 - sonst kommt „Gemeinde“ in den Evangelien nicht vor) stammen nach heutiger Kenntnis sicher nicht von Jesus, sondern aus der Gemeindefradition. Und auch davon abgesehen: es spricht nichts dafür, dass Gemeindebildung ein Anliegen Jesu war. Dem widerspricht sein Leben als Wanderprediger ebenso wie seine Ablehnung jeglicher Vorsorge. Ein Vergleich mit Paulus macht das deutlich: er blieb jeweils länger an einem Ort, wo sich eine Gemeinde gebildet hatte, kehrte später dorthin zurück, verfolgte zum Teil ihre Entwicklung aus der Ferne.

Allerdings hat Hoffmanns Sicht der Gemeinde - und damit des Reiches Gottes - auch noch einen anderen Aspekt. In seinen eigenen Worten „Wer erkennt, dass Jesus Christus selbst das Reich Gottes auf Erden gegründet hat, der leugnet damit keineswegs, dass dieses Reich künftiger weiterer Entwicklung fähig und bedürftig ist.“ Und (verkürzt zitiert): Wären die Apostel oder Jesus nicht gestorben, so hätten sie selbst immer wieder Träger seines Geistes erzogen. Dass das nicht geschehen ist, zeigt, „dass es Gottes Wille ist, dass die Menschen selbst vermittelt der Gemeinde den Weg Gottes kennen und gehen lernen sollten.“

Und schließlich: „... dass die Menschen ... in den Kampf der Geister hineingestellt sein sollten, weil das Leben

des Geistes gerade im Zusammenstoß der Geister sich entwickeln und zur Vollkommenheit heranreifen soll; dass somit die Gemeinde ... der menschlichen Entwicklung ... und folglich je nach Umständen auch der Stockung und dem Zurücksinken unterworfen ist...“

Damit ist Reich Gottes kein statischer und gesicherter Zustand der Vollkommenheit, sondern es ist etwas, das sich entwickeln muss, nicht nur quantitativ, sondern auch im Sinne einer qualitativen Veränderung, und es ist - um der Freiheit der menschlichen Entwicklung willen - auch stets dem Risiko des - zeitweiligen - Scheiterns ausgesetzt. Dieser Vorstellung stimmten wir einhellig zu.

Es stellt sich dann zwar die Frage, wodurch sich die Gemeinde von der übrigen Welt unterscheidet. Hoffmanns Antwort - die so im Sendschreiben nicht steht, wohl aber in „Occident und Orient“ - würde lauten: durch das Streben nach der Vervollkommnung.

Gemeinde in der Praxis

Trotzdem bleibt die Frage, wie eine Gemeinde, der so große Bedeutung zugemessen wird und die den Anspruch erhebt, Reich Gottes - wenn auch in der Entwicklung - zu sein, in der Praxis aussieht und wodurch sie sich von anderen unterscheidet.

Hoffmanns Hauptkriterium ist, dass in ihr der Geist Christi regiere. Aber er gibt keine Kriterien dafür, was das bedeutet oder woran sich das erken-

nen lasse. An einer Stelle räumt er ein, dass es auch innerhalb der Gemeinde, d.h. bei den Mitgliedern, große Unterschiede der geistigen Entwicklung gebe, und beschreibt Stufen derselben, nach dem Maßstab des Engagements für die Gemeinde:

Auf der untersten steht jemand, der sich in der Gemeinde zu Hause fühlt, weil er dort seine Freunde und Verwandten hat und noch keinen Konflikt zwischen seinen eigenen Interessen und denen der Gemeinde erlebt hat. Auf der nächsthöheren steht jemand, der Respekt für die Gemeindeleitung oder andere Mitglieder empfindet, der vielleicht bei einem Vergleich mit anderen die größere Wahrheit in der Lehre und im Leben der Gemeinde erkannt hat und deshalb auch bereit ist, Opfer für sie zu bringen, solange nicht zu viel von ihm verlangt wird. Die wirklich befriedigende Stufe ist aber erst erreicht, wenn jemand erkennt, „dass er nur in der Gemeinde und durch sie geistig gedeihen kann“ und deshalb gerne bereit ist, alle Opfer für das Wohl der Gemeinde zu bringen.

Wir fanden die Klassifizierung recht treffend, und die meisten rechneten sich wohl der ersten oder zweiten Stufe zu. Aber wir waren uns keineswegs sicher, ob wir die dritte akzeptieren bzw. anstreben wollten. Dass wir nur innerhalb der Gemeinde geistig wachsen könnten, entsprach nicht unserer Erfahrung und erschien uns auch als eine unzulässige Verengung.

Ein anderer Versuch der Konkretisierung ist Hoffmanns Forderung, dass die Gemeindeleitung vom Geist Christi erfüllt sein müsse. Das leuchtet unmittelbar ein, nur: worin zeigt sich das? Hoffmann bemüht sich in immer neuen Ansätzen um eine Definition und landet schließlich beim Erfolgskriterium: sie muss imstande sein, die Gemeinde zum geistigen Wohl aller zu leiten. Auch das leuchtet ein, aber auch das ist keineswegs eindeutig. Die Anhänger Hardeggs dürften nach 1874 kaum überzeugt gewesen sein, dass Hoffmann die Gemeinde zum geistigen Wohl aller leite. Wir fanden, es gebe kein objektives Kriterium dafür, wer den Geist hat und wer nicht; auf jeden Fall bietet Hoffmann keines.

Laut Hoffmann ist eine wahre christliche Gemeinde nur möglich auf der Basis „einer von allen Irrtümern gereinigten Erkenntnis des Willens Gottes“. Diese Voraussetzung lehnten wir ab, weil wir alle der Ansicht waren, dass es eine solche Erkenntnis nicht geben kann und dass wir das, was Hoffmann hier meint, die gesicherte Erkenntnis eines eindeutigen und für uns einsichtigen Heilsplans Gottes, nicht mit ihm teilen.

Einen weiteren Punkt betont Hoffmann immer wieder als unabdingbar: die christliche Gemeinde müsse eine „wirkliche“ Gemeinde sein: eine Organisation, die alle Bereiche des Lebens umfasst, für alles zuständig ist, so wie Reich Gottes für ihn alles, das leibliche, geistige, seelische Wohl der Men-

schen in sich schließt, nach dem Vorbild der „apostolischen“ Gemeinden im Neuen Testament. Gleichzeitig betont er aber, unter Berufung auf Paulus - „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat“ -, die Loyalität gegenüber dem Staat, solange die-ser nicht direkt Widergöttliches von seinen Bürgern verlangt.

Das scheint uns ein Widerspruch, der aber wohl damals nicht ins Gewicht fiel, weil damalige Staaten allgemein, und diejenigen, in denen Tempelgemeinden entstanden, im besonderen, viel weniger in das Leben ihrer Bürger eingriffen als heutige: die USA aus politischer Überzeugung, das russische und das osmanische Reich aus Unfähigkeit oder Desinteresse. So blieben den Tempelgemeinden tatsächlich die Regelung des gemeinsamen Lebens fast ganz überlassen: Gesundheitsfürsorge, Bildung und Ausbildung, Sozialfürsorge, die Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen, die Regelung interner Streitfälle. Heute wäre das so nicht mehr möglich, nicht nur, weil der Staat per Gesetz in alle diese Bereiche eingreift, sondern auch, weil einzelne Gemeinden dazu finanziell und personell gar nicht mehr in der Lage wären. Schon in Palästina wurden die Kinder in der zweiten und dritten Generation für Abitur und Berufsausbildung nach Deutschland geschickt.

Es geht Hoffmann auch nicht um das Verhältnis zum Staat, sondern um eine Organisation mit einer „Regierung“ - der Gemeindeleitung -, die für

alle Bereiche des Lebens Regeln setzen und dafür Gehorsam fordern kann. Diesen Gehorsam betont er immer wieder; er spricht von Subordination und formuliert: „Die Gemeindeleitung ist nicht den Mitgliedern, sondern Gott verantwortlich.“ Das weckte bei geschichtlich Bewanderten Erinnerungen an den Absolutismus und bei uns allen, die wir gewohnt sind, demokratische Strukturen als unerlässlich für ein gedeihliches Zusammenleben anzusehen, erhebliches Missbehagen.

Wenn man aber den im Referat beschriebenen Anlass in Betracht zieht und Berichte - z.B. in der „Geschichte des Tempels“ von Friedrich Lange - hinzunimmt, ergibt sich ein anderes Bild. Erstens wurde nicht über die Köpfe der Beteiligten hinweg entschieden, sondern es wurde mit den Dissidenten diskutiert; und zweitens zeigen die im Referat aufgeführten Beispiele - die angebliche Offenbarung über die Gottlosigkeit von Schulen und der Widerstand gegen die Weisungsbefugnis eines Rektors seinen Lehrern gegenüber -, dass es um ein allgemeines Problem geht, vor dem wir heute genauso stehen: jede Gemeinschaft braucht Regeln, an die sich alle halten, und vor allem: jede religiöse Gemeinschaft, auch die liberalste, muss Grenzen setzen, vielleicht nicht für das, was das einzelne Mitglied glaubt, aber für das, was in ihrem Namen verkündet wird.

Und was die Verantwortung betrifft, so ist eine Gemeindeleitung zwar den Mitgliedern Rechenschaft schuldig

über die Verwendung der Gelder - davon spricht Hoffmann nicht, ich nehme an, es war für ihn selbstverständlich. Aber was die religiöse Ausrichtung der Gemeinde betrifft, so kommt man an einer „Verantwortung vor Gott“ - konkret: vor der Lehre Jesu - nicht vorbei. Ich möchte das an einem Beispiel deutlich machen - obwohl wir dieses Beispiel in Bernstein nicht diskutiert haben, es ist mir nicht rechtzeitig eingefallen. Es gab in den 30er/40er Jahren einige Tempeler, die die Tempelgesellschaft zu einer Art Untergliederung der NSDAP machen wollten. Sie waren eine kleine Minderheit, die Leitung und die Mehrheit der Mitglieder wehrten sich dagegen. Wäre diese Minderheit zur Mehrheit geworden, so wäre die Leitung der Gesellschaft verpflichtet gewesen, auch dieser Mehrheit mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten.

Gemeinde und Welt

Zum Schluss befassten wir uns noch mit Hoffmanns These, dass die christliche Gemeinde nicht nur das Beste, sondern das einzige Mittel sei, Reich Gottes, also einen vollkommeneren Zustand der Menschheit, zu erreichen. Im Sendschreiben wird das nicht erklärt - für die Mitglieder dürfte es, wie für Hoffmann, selbstverständlich gewesen sein.

Ein Ansatz einer Erklärung findet sich in „Occident und Orient“, und zwar am Beispiel der „sozialen Frage“, die das

ganze 19. Jahrhundert hindurch alle Verantwortungsbewussten umtrieb: die durch die Bevölkerungsexplosion und die Industrialisierung hervorgerufenen Missstände: extreme Ungleichheit von Besitz und Lebensstandard, Massenelend, das Zerschneiden der alten sozialen Ordnungen und zum Teil der sittlichen Bindungen. Hoffmann räumt ein, dass auch vom Standpunkt des Reiches Gottes aus „Ungleichheit des Besitzes, wie des Standes, ja auch die der Talente ...“ eine Unvollkommenheit sei, die überwunden werden müsse. Aber er hält dieses Ziel nicht „durch scharfsinnige Erörterung der Menschenrechte, noch durch kluge sozialpolitische Maßnahmen, noch viel weniger aber durch die brutale Gewalt der Massen“ für erreichbar, sondern nur „durch die Veredlung des Menschen durch den Geist Christi“. Und das heißt für ihn wieder: durch Erziehung - Ausbildung, Vorbild, Mitwirkung - in einer wahren christlichen Gemeinde.

Das erschien uns völlig weltfremd. Und das war es auch damals. Andere Initiatoren - kirchliche wie Wichern (Innere Mission) oder Ketteler (Gesellenverein) oder pietistische wie Gustav Werner - sahen schon damals, dass man eine „geistige Veredlung“ nur erreichen konnte, wenn man zugleich auch versuchte, die materielle Not zu lindern. Durchgreifende Verbesserungen erreichten auch sie nicht. Die kamen genau durch die Maßnahmen, die Hoffmann für ungeeignet hielt: Menschenrechte - konkret: das Recht der

Arbeiter, sich zu organisieren und in Gewerkschaften und Parteien für Verbesserungen zu kämpfen -, sozialpolitische Maßnahmen wie z.B. die Sozialversicherung u.a. und schließlich durch die wirtschaftliche Entwicklung. Mit dieser realitätsfernen Betrachtungsweise Hoffmanns hängt noch ein anderes Problem zusammen, das er selbst nicht thematisiert, das sich uns aber aufdrängte und das wir zum Schluss diskutierten. Wo immer Hoffmann konkret wird, zeigt sich, dass er kleine, überschaubare Gemeinden meint, in denen das Vorbild der Ältesten und das Zusammenwirken aller die Einzelnen „im Geiste Christi“ erziehen. Gleichzeitig hat er aber das Wohl der Menschheit im Auge, das durch die Gemeinden gewirkt werden soll: ihnen soll, laut göttlichem Auftrag, alle Macht auf Erden gegeben werden. Selbst wenn man Hoffmanns Annahme, dass dank ihres Vorbildcharakters die Gemeinden sich rasch vermehren würden, als Arbeitshypothese akzeptierte, - er zeigt keinen Weg auf, wie der Zusammenhalt, der gemeinsame Weg solcher personenbezogener Gemeinden im Falle einer weltweiten Ausdehnung gesichert werden könnte. Ich nehme an, er verließ sich auf die Führung durch den Geist.

Dabei kannte er die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben können, aus eigener Erfahrung. Im Fünften Sendschreiben stellt er fest, dass er die Gemeinden in Deutschland nicht wirklich leiten könne, da er die Perso-

nen und die Situation dort nicht mehr gut genug kenne, dass er aus dem gleichen Grund Streitigkeiten in den amerikanischen Gemeinden nicht schlichten könne, sondern nur an die gemeinsame Verantwortung der Brüder appellieren - was offenbar nichts gefruchtet hat. Das Problem blieb und hat sich nur deshalb nicht schärfer gestellt, weil die Gemeinschaft so klein geblieben ist.

Schlussbewertung

Zum Abschluss versuchten wir, Bilanz zu ziehen. Wir stellten fest, dass wir - und zwar ziemlich übereinstimmend - in vielen Punkten anderer Meinung sind als Christoph Hoffmann. Ich denke, das wurde aus dem obigen Bericht deutlich. Gleichzeitig waren wir uns aber ebenso einig, dass wir nach wie vor die christliche Gemeinde für etwas außerordentlich Wichtiges halten. Der Mensch braucht Gemeinschaft, auch und gerade in unserer individualistischen Zeit. Die Gemeinde bietet sie uns, über den engen Kreis der Familie hinaus. Sie ist der Ort, wo wir Geborgenheit erfahren, Hilfe geben und erhalten, Auseinandersetzung üben können. Sie zwingt uns, uns über unsere religiösen Vorstellungen klar zu werden, sie gibt uns die Möglichkeit, Religion gemeinsam zu erleben. Sie ist für uns nicht, wie für Hoffmann, der einzige Weg zum Reich Gottes, aber sie ist eine wichtige Möglichkeit, Christentum zu leben.

UNSERE ZEIT

Unsere Monatsnamen

Peter Lange

Das einstmals weltbeherrschende römische Reich hat in germanischen Ländern nicht nur in Städtegründungen und Verkehrswegen seine Spuren hinterlassen, sondern auch in der Zeitrechnung. So benützen wir heute noch die Monatsnamen des altrömischen Kalenders.

Um deren Ursprung nachzuspüren, müssen wir in der Geschichte noch vor die sogenannte „Julianische Kalenderreform“ des Julius Caesar zurückgehen. Damals war die Zeitrechnung noch ganz auf die Mondumläufe abgestimmt und enthielt eine Reihe sehr ungenauer Regeln. Die Zeitmessung lag in der Hand der römischen Priesterschaft, die das Jahr zunächst in zehn, später in zwölf Monate einteilten und den Monatsbeginn danach ausriefen, wann sie zum erstenmal das Licht des Neumondes sahen.

Das Jahr begann ursprünglich mit den „Kalenden des März“, also mit dem 1. März. Der Monat März war dem Kriegsgott Mars gewidmet, daher sein Name. An diesen Jahresbeginn erinnern heute noch unsere Monatsnamen September (lat. der Siebte), Oktober (der Achte), November (der Neunte) und Dezember (der Zehnte).

Um den Kalender mit dem Sonnenlauf abzustimmen, so dass der Frühlingsbeginn möglichst immer in den März fiel, führte man Schaltmonate

ein, die 22 oder 23 Tage hatten. So gab es Jahre zu 355 Tagen und Schaltjahre zu 377 bzw. 378 Tagen. Mit den Schaltungen nahm man es nicht so genau. Um eine Verlängerung von lukrativen Amtsperioden zu erreichen, ließen einflussreiche Politiker einfach das Kalenderjahr verlängern, und es kam zu unsinnigen Jahreslängen.

So nimmt es nicht wunder, dass gegen Ende der römischen Republik das Kalenderwesen total in Unordnung geriet und die Verwirrung in der Priesterschaft kaum mehr zu überbieten war. Als Caesar nach seinen siegreichen Schlachten triumphierend nach Rom zurückkehrte, war er schließlich gezwungen, den römischen Kalender gründlich zu reformieren. Eine der Folgen dieser Kalenderreform war die Festlegung des Jahresbeginns auf den 1. Januar, den Monat des zweigesichtigen Grenzgottes Januarius biceps.

Aber auch die übrigen unserer Monatsnamen verdanken ihre Entstehung den alten Römern, so z.B. der Juli (Julius Caesar geweiht) und August (zu Ehren des Kaisers Octavian nach dessen Beinamen „Augustus“ = der Erhabene).

Es ist bemerkenswert, welche starke Nachwirkung der römische bzw. „julianische“ Kalender bis in unsere Zeit hinein hat und wie das „christliche Abendland“ immer noch „heidnische“ Monatsnamen verwendet.